



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur äußern Geschichte unsrer Sprache

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gegenüber diesen großen Vorteilen, die die Abschaffung des Vorrechts des einjährigen Heeresdienstes für die Schule und für das ganze soziale Leben im großen und im einzelnen zur Folge haben würde, kann man kaum noch für die Beibehaltung dieser Einrichtung weiter eintreten. Erst mit dem Aufgeben dieses Vorrechts würde die allgemeine Wehrpflicht wirklich durchgeführt sein.



Zur äußern Geschichte unsrer Sprache



Unter Deutsch versteht die Wissenschaft die Sprache, die heute von Gravelingen bis Preßburg und St. Gotthard an der Raab, von Tilsit bis zur Wirs und an den Monte Rosa gesprochen wird. Wir Deutschen, mit Einschluß also nicht nur der deutschen Schweizer und Österreicher, sondern auch der Holländer und Flamen, machen den größern südöstlichen Teil der westgermanischen Volksstämme aus, den kleinern nordwestlichen bilden mit wesentlich abweichender Sprache die Friesen und die Engländer. Noch ferner stehen uns sprachlich die Nordgermanen und standen uns die Ostgermanen, die germanischen Opfer der Völkerwanderung. Die hochbegabten Goten und die Vandalen, die Burgunder und Langobarden haben sich alle bei dem Versuche, Nationalstaaten zu gründen, verblutet, die beiden letzten im Kampfe mit germanischen Brüdern, von vielen kleinen germanischen Völkersplittern zu schweigen, und seit der Mitte des neunten Jahrhunderts sind uns auch die romanisirten Westfranken verloren gegangen; erst wir Deutschen des zweiten Jahrtausends haben uns zur Nation bilden können.

Romanen und Slawen sind unsre Nachbarn. Gegen die Romanen steht unsre Sprachgrenze im großen und ganzen seit tausend Jahren fest: hüben und drüben sitzt eine geschlossene Masse bis unmittelbar an die Grenze heran, Einsprengsel fehlen im Westen ganz, im Süden fast ganz. In der ersten Hälfte unsers Jahrtausends haben allerdings die Deutschen die Romanen stellenweise etwas zurückgeschoben, und in der zweiten Hälfte hat eine langsame umgekehrte Bewegung stattgefunden: erst die jüngste Gegenwart scheint dem Vordringen des Romanentums wieder Einhalt zu thun. Im vierzehnten Jahrhundert war Flandern das stärkste Bollwerk des Deutschtums im Westen, in Elsaß-Lothringen gewinnt das Deutsche vom Beginn des dreizehnten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ganz allmählich, aber auf breiter Linie an Boden, durch die Besiedlung des Oberwallis vom Haslithal aus wurde in mittelhoch-

deutscher Zeit das Romanische in der Westschweiz zurückgedrängt, in der Ostschweiz und im Vorarlberg schon seit dem zehnten Jahrhundert, und auch in Südtirol verlief die Sprachgrenze im vierzehnten Jahrhundert bedeutend weiter südlich als heute. Die neuern Jahrhunderte zeigen dem gegenüber auch an der Peripherie die Folgen des Absterbens der Zentralgewalt, der Unterwerfung der deutschen Kultur unter die italienische und französische, des Verlustes an Achtung des deutschen Namens im Auslande. Bis 1866 ist das Romanische in Südtirol unablässig vorgerückt, erst mit der Abtretung Venetiens und der Lombardei an Italien ist der Verwelschung wirksam gesteuert worden. Das Französische ist an der obern Rhone wieder heraufgerückt (im siebzehnten Jahrhundert wurde noch bis Sitten hinunter Deutsch gesprochen), namentlich seit der Revolutionszeit ist es im Schweizer Jura vorgeedrungen. Was das ausgehende Mittelalter das Deutschtum in Elsaß-Lothringen hatte gewinnen lassen, ist von 1550 bis 1870 von den Franzosen zurückerobert worden. Flandern fiel 1385 an Burgund, ein französisch charakterisiertes Reich, die Sprache des öffentlichen Lebens blieb zwar die vlämische, sie wurde aber so verwelscht,*) wie es die reichsdeutsche kaum während des dreißigjährigen Krieges erlebt hat, und das war nur das Vorspiel für den allmählichen Rückgang der Sprachgrenze im Volke: im siebzehnten Jahrhundert reichte das deutsche Sprachgebiet noch südlich bis über Boulogne hinaus, und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lag die Sprachgrenze immer noch vor den Thoren von Calais, heute ist längst das letzte vlämische Wort in Lille, Tournay, Douai, Cambrai, Valenciennes verklungen. Hoffentlich wird die vlämische Bewegung unsrer Tage dem romanischen Vordringen auf nordwestdeutschem Sprachgebiet ein ebenso entschiednes Halt zurufen, wie es die Jahre 1870 und 1866 an bedrohten Punkten im Westen und Süden gethan haben.

Viel wechselvoller sind die Schicksale der deutschen Sprachgrenze im Osten gewesen, und viel unruhiger ist dementsprechend heute noch das Grenzbild. Die Nachbarn sind tief ineinander geschoben. Massen von Polen und Tschechen sind auf altem deutschen Reichsboden eingesprengt, und mitten in ungarischer Umgebung sitzen die Hermannstädter, Bistritzer und Kronstädter Gruppen der siebenbürgischen Sachsen, im slowakischen Sprachgebiet die deutschen Bauern der Zips und im slowenischen die der Gottschee, im tschechischen namentlich die Deutschen um Eglau, und 10 Prozent der Bewohner Kurlands, Livlands und Estlands macht in diesen Provinzen die deutsch redende Schicht der Gebildeten aus. Nieder- und Oberland von Oder und Weichsel und die mittlere Donau wurden für slawisches und avarisches Heranfluten frei, als die dort ansässigen germanischen Stämme dem Zuge der Völkerwanderung folgten. So wurden Trave, Elbe, Saale, Böhmerwald und Enns die Sprachgrenze, bis unter Karl dem Großen

*) Beispiele bei Lamprecht, Deutsche Geschichte, IV, 137.

zu Ende des achten Jahrhunderts wieder ein Vorstoß des Deutschtums begann, im Süden mit solchem Erfolge, daß schon 822 der Name der Avaren zum letztenmal erscheint. Bis 850 ergießt sich nun das Deutschtum zunächst das rechte Donauufer hinab bis zum Wiener Wald, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch links von dem Flusse auf Mähren zu. Das zehnte Jahrhundert vernichtete freilich fast allen Gewinn des neunten im Osten wieder, sodaß auch hier erst mit dem Jahre 1000 ein längeres ununterbrochenes Vordringen des Deutschtums einsetzt. Die Ungarn kamen. Und was unter Otto I. nach der Schlacht auf dem Lechsfelde im Süden und Norden den Ostfeinden abgerungen wurde, ging in dem großen Slawenaufstande beim Tode Ottos II. abermals verloren. Das Bistum Bamberg, das zu Anfang des elften Jahrhunderts gegründet wurde, ist ein Eckstein für das Vordringen der deutschen Sprache im Osten gewesen. Erst jetzt wurden die slawischen Einsprüche im Ostfränkischen*) völlig germanisirt. Und von Oberfranken ging es hinüber ins Egerland. Der Ungarnfeldzug von 1043 sicherte die Leitha-Marchlinie. Aber noch waren die Slawen Herren nördlich von Meißen und der Lausitz. Erst das zwölfte Jahrhundert bringt es unter der kräftigen Leitung Lothars, Albrechts des Bären und Heinrich des Löwen zur Kolonisation Brandenburs, während gleichzeitig südlich Mitteldeutsche tief in das ungarische Bergland bis in die Zipf und nach Siebenbürgen vordringen. Um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sehen wir das Einstürmen fränkischer und niederdeutscher Bauern in Schlesien,***) um die Wende des dreizehnten die Haupteinwanderung nach Böhmen und die Besitzergreifung nordöstlichster Gebiete durch den Deutschen Orden. Das vierzehnte Jahrhundert bringt auch im Nordosten noch Fortschritte, befestigt aber in der Hauptsache und baut aus. Habsburger und Luxemburger regieren über die deutsche Zunge von ihren eben erworbenen Ostgebieten aus und knüpfen diese damit fester an das Ganze. Böhmen ist damals seiner Litteratur nach nahezu ein völlig deutsches Land gewesen. Noch

*) Im neunten Jahrhundert sitzen viele Slawen diesseits der Grenze in Thüringen, um Fulda, am obern Main, an der Rednitz; noch im achtzehnten Jahrhundert sprach man wendisch bei Dammernberg an der untern Elbe, noch heute haben wir die Wenden der Lausitz; kleine Zeugnisse für die große nachträgliche Arbeit der innern Kolonisation.

**) Man hat für Schlesien auch an bayrische Ansiedler denken zu müssen geglaubt wegen des Diminutivsuffixes —el, —l. Zu dessen Erklärung genügt aber die Annahme fränkischer Kolonisten, wie sie für den ganzen Südstreifen des Königreichs Sachsen allein nachweisbar ist, wo dasselbe Suffix allein gebraucht wird. In Sebnitz z. B., dessen Ansiedler nachweislich aus der Bamberger Gegend stammen, tritt die doppelte Verkleinerung —chl nur in geringfügigem Sinne auf oder nach Liquiden zur schärfern Abhebung des Suffixes; wer —chen allein statt —el gebraucht, wird als Zieraffe ausgelacht. Die längere Form —ele (Südwestsachsen) erklärt sich wohl am einfachsten als vollere, weil neubetonige Gestalt, und nicht als oberpfälzisch im Gegensatz zu fränkischem —el. Vgl. die Arbeiten von Gerbet, Meiche und Philipp über die Mundarten des Vogtlandes, der Kirchfahrt Sebnitz und Zwidaus.

nach 1400 greift das Deutschtum in Pommern und auf Rügen um sich. In Böhmen tritt freilich im fünfzehnten Jahrhundert schon der Rückschlag ein, Hand in Hand mit der politischen Selbständigwerdung des Landes und dem Erschlaffen der Reichsgewalt wie des deutschen Einflusses überhaupt im Osten. Überall hört das Wachstum nun bald auf, und im äußersten Nordosten und Südosten wird sogar das Gewonnene wieder eingedämmt, eine ähnliche Erscheinung wie in der zweiten Hälfte des Jahrtausends an der romanischen Grenze. Nur im Norden ist das Deutsche seit den Tagen Karls des Großen in beständigem Fortschreiten gegenüber dem Dänischen und dem Friesischen.

Die Mundartengrenzen innerhalb der deutschen Sprache haben sich seit Jahrhunderten ungestört erhalten. Die einzige Verschiebung, die sich beobachten läßt, ist ein kleines Vorrücken des Hochdeutschen gegen das Niederdeutsche im fünfzehnten Jahrhundert. Während früher Gisleben, Merseburg, Halle und Wittenberg noch niederdeutsch gesprochen hatten, läuft die Dialektgrenze nun von der Gegend unmittelbar nördlich von Kassel zur Elbe dicht oberhalb Magdeburgs und dann auf Lübben zu. Das hängt mit der Entwicklung der deutschen Schriftsprache zusammen.

Die erste Hälfte unsers Jahrtausends ist für die neuern europäischen Kulturvölker die Zeit, wo sich nationale Schriftsprachen gegenüber dem Latein als der universalen Schriftsprache des Mittelalters durchgesetzt haben. Es ist gewiß kein bloßer Zufall, daß die Anfänge der deutschen Schriftsprache mit den Anfängen unsers Nationalbewußtseins zeitlich zusammenfallen, beide beruhen auf dem Erwachen des Gefühls von einem allen deutschen Stämmen gemeinsamen eignen Werte. Das Wort deutsch selbst (es bedeutet eigentlich: zum Volke gehörig, volksmäßig), zuerst in der lateinischen Schriftsprache, d. h. Gebildeten- und Gelehrtensprache, am Ende des achten Jahrhunderts als theodiscus nachgewiesen, bezeugt die Erkenntnis der Eigentümlichkeit des heimischen Volkstums, genauer ursprünglich bloß der heimischen Volkssprache, zunächst in gelehrten, lateinisch gebildeten Kreisen. Der elsässische Mönch Otfried, der Verfasser einer altdeutschen Evangeliendichtung aus der Mitte des neunten Jahrhunderts, wendet theodiscus in seiner lateinischen Widmung wiederholt auf seine Sprache an, in dem deutschen Text dagegen braucht er statt dessen frenkisk. Noch schläft das Bewußtsein der gemeindeutschen Sprache. Ein Nachspiel zu seinem späten Erwachen ist es, wenn sich bis tief ins sechzehnte Jahrhundert herein (in poetischer Verwendung ja bis heute) der Plural deutsche Lande neben dem Singular Deutschland behauptet, der doch auch schon im elften Jahrhundert da ist. Etwa dieselben Jahrhunderte hat nun die deutsche Schriftsprache gebraucht, sich ihren Platz zu erobern.

Auch sie setzt mit dem neunten Jahrhundert ein. Denn auf die vereinzelten westfränkischen Namen des siebenten und die St. Galler des achten Jahrhunderts läßt sich der Begriff deutsche Schriftsprache noch nicht anwenden. Erst das

neunte Jahrhundert bringt außer einer Fülle mundartlich gefärbter Namens- und Glossenaufzeichnungen größere Werke und Bruchstücke, die zwar lautlich auch noch durchaus mundartlich geschieden sind, aber auf Grund ihrer reichen, fast ganz übereinstimmenden Syntag von einer deutschen Schriftsprache mit Zug und Recht zu reden erlauben. In das zehnte Jahrhundert fallen dann wieder kleinere poetische Denkmäler, um 1000 hat Notker gearbeitet, das elfte Jahrhundert bringt eine Menge Übersetzungen kirchlicher, namentlich liturgischer und katechetischer Litteratur, und das zwölfte dann einen reichen Strom deutschen Schrifttums neben der immer noch in viel größerer Breite dahin fließenden lateinischen Litteratur. Während anfangs Süddeutschland voran ist, kommt es im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu einer stärkern Beteiligung Mitteldeutschlands, und neben die Dichtung, die bis jetzt den Löwenanteil hatte, tritt nun auch deutsche Prosa auf theologischem, juristischem und auch historischem Gebiete: die Predigtlitteratur schwillt rasch sehr an, namentlich durch die Mystiker, neben die Reimchroniken tritt die erste Weltchronik in niederdeutscher Prosa, und der Sachsenspiegel und seine jüngern süddeutschen Geschwister bezeugen eine schriftmäßige deutsche Rechtsprosa. Am eingehendsten läßt sich das Aufkommen deutscher Prosa neben der lateinischen an den Urkunden verfolgen. Der Südwesten geht voran. 1260 sind deutsche Urkunden schon häufig in Straßburg, 1280 in Augsburg; erst 1320 wurden sie es in Speyer, 1330 in Worms, 1340 in Halberstadt, 1350 in Leipzig, und in einem oberschlesischen Kloster taucht die erste deutsche Urkunde erst 1390 auf, und bis 1430 bleiben hier deutsche Urkunden vereinzelt. Die Reichskanzlei nimmt eine mittlere Stellung ein: unter den Königsurkunden sind deutsche häufig seit Ludwig dem Bayern. Das vierzehnte Jahrhundert räumt der Muttersprache neue Gebiete ein in der historischen Erzählung und einer immer breiter um sich greifenden Bibelübersetzung, das fünfzehnte mit der Ausbildung belletristischer Prosa und einer reichen Andachts- und biblischen Litteratur, und den gewaltigsten Aufschwung bringt dann die Reformation. Freilich hat der Humanismus noch einmal deutlich Abbruch gethan: 1570 sind siebenzig Prozent der in Deutschland gedruckten Bücher lateinisch abgefaßt; erst über hundert Jahre später gewinnt das Deutsche in raschem Anlauf den Sieg. Im Jahre 1681 sind die deutschen Bücher zum erstenmal in der Mehrzahl, 1691 die lateinischen zum letztenmal. Im Jahre 1730 beträgt die lateinisch geschriebne Litteratur auf deutschem Boden noch dreißig Prozent des Büchermarktes, nimmt aber rasch weiter ab. Von 1750 bis 1780 hat es dann noch einmal eine französische Invasion von immerhin zehn Prozent gegeben; erst zu Ende des Jahrhunderts ist die Litteratur der Deutschen zum erstenmal auch ihrer Sprache nach ganz deutsch.

Dieselbe Zeit hat auch erst die völlige Einigung unsrer Schriftsprache gebracht. Die ersten deutlichen Anfänge, mundartliche Eigentümlichkeiten in Litteraturwerken zu vermeiden, fallen freilich schon ins zwölfte Jahrhundert.

Schon die erste Blütezeit unsrer Litteratur zur Zeit der staufischen Herrscher hat eine weitgehende Einigung erreicht. Viele niederdeutsche Dichter bemühten sich damals, möglichst hochdeutsch zu dichten. Die oberdeutsche Verkleinerungssilbe —lin ist damals Gemeingut für die Litteratursprache aller Stämme geworden. Aber mit dem Niedergang der Kunst lockerte sich auch diese sprachliche Einigung wieder, die Mundarten wucherten neu empor. Da tritt die litterarische Regelung der Urkundensprache ein und schafft einen neuen gemeinsamen Boden. Das Grenzgebiet des Fränkischen und des Alemannischen wird zur Heimat eines weiter um sich greifenden schriftsprachlichen Typus. Auch auf niederdeutschem Boden tritt er bald über: 1386 können Göttingen, Minden und Northcim, lauter niederdeutsche Städte, ein Bündnis abschließen, dessen Beurkundung in hochdeutscher Sprache abgefaßt ist. Schon um 1350 verlassen die meisten Kanzleien die reine Mundart. Ein natürliches Übergewicht bekam früh die kaiserliche Kanzlei, der sich 1470 die kursächsische anschloß. Damit war der Grund gelegt, auf dem Luther weiterbaute. Den wesentlich oberdeutschen Lautstand vermählte er mit seinem mitteldeutschen Wortschatz, und Nord und Süd fügen sich dem so gewordenen Kanon. Um 1600 ist die Schriftsprache Luthers schon allein Herrin der litterarischen Arbeit Niederdeutschlands, um dieselbe Zeit dringt sie in der Schweiz durch. Das katholische Oberdeutschland aber hat sich bis gegen 1750 gesträubt, hat noch mit Gottsched einen fanatischen Kampf gekämpft. Der modernere Streit der Schweizer mit Gottsched und die national-archaisirenden Bestrebungen der Göttinger, unterstützt von Lessing und Herder, sind dann die letzten theoretischen Bemühungen um unsre Schriftsprache gewesen: kampflos verwirklichten schließlich die Werke unsrer Klassiker das Ideal der Einheit.

Zu den Kapiteln unsrer Sprachgeschichte, die den Körper der Sprache behandeln, gehören auch eins über die Laute und eins über die Formen. Freilich kann von einem aufzählenden Bericht über sämtliche einzelne Lautwandlungen, nach den Lauten geordnet, in einer Sprachgeschichte so wenig die Rede sein, wie in einer Erdgeschichte von einer Aufzählung aller chemischen Wandlungen der Mineralien, nach den Mineralien geordnet. Das ist Sache der historischen Lautlehre, eines Teiles der Grammatik. Darum wird auch die vortreffliche, knapp gefaßte und inhaltlich reiche Arbeit von Otto Behaghel, die jetzt als Sonderabdruck aus der zweiten Auflage des Paulschen Grundrisses der germanischen Philologie erschienen ist,*) doch nur zum Teil, soweit wir ihren Inhalt in dem vorangehenden, etwas umdisponirt, schon wiedergegeben haben, mit dem Titel einer Geschichte der deutschen Sprache getroffen. Ihren Hauptteil, der auf das oben skizzierte folgt, bildet eine historische Grammatik der Laute und Formen der deutschen Sprache. In den dazwischen stehenden Kapiteln vom Accent

*) Straßburg, Trübner, 1898.

und dem Tempo der Rede tritt das geschichtliche vollends hinter das prinzipielle zurück. Die einfachste Einteilung, die sich aus der Lautgeschichte ergibt, ist die in eine Zeit überwiegender Fähigkeit zum Lautwandel und eine Zeit lautlichen Stillstandes, wie er etwa seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts durch den konservirenden Einfluß der Schriftsprache herbeigeführt worden ist. Diesem Hauptschnittpunkt entspricht für die Geschichte der Formen das Jahr 1650, mit dem etwa der Unterschied zwischen dem Singular und Plural der starken Verba endgiltig schwindet. Eingehendere Periodisirungen außer diesen Punkten für jedes Gebiet zu finden wird sich ermöglichen lassen und ist Hauptaufgabe eines Geschichtschreibers der deutschen Sprache. Zu Perioden nicht nur der äußern, sondern der deutschen Sprachgeschichte überhaupt werden sich solche Abschnitte freilich erst stempeln lassen, wenn sie sich als zusammenfallend werden erweisen lassen mit Abschnitten der innern Geschichte unsrer Sprache. Nach etymologischen Gesichtspunkten, nach dem Ausbau besondrer Gebiete des Sprachinhalts zu verschiedenen Zeiten, nach einer veränderten Auffassung der Dinge, die sich aus der Sprache ergibt, die Sprachgeschichte zu periodisiren, dazu fehlt auch noch jeder Versuch. Und doch wird erst eine Durcharbeitung auch dieser Fragen an eine endgiltige Periodisirung der deutschen Sprache denken lassen. Daß wir mit der landläufigen Einteilung in alt-, mittel- und neu- (hoch)deutsch aus der Not eine Tugend machen, ist bei Behaghel sehr hübsch nachzulesen: die „Übergangsperioden“ wachsen den Hauptperioden über den Kopf, das deutlichste Symptom für die Unhaltbarkeit einer Periodisirung. Auch Behaghel denkt daran, wenigstens syntaktische Kriterien anstatt der bloß lautlichen einzuführen, aber werden so isolirte Thatfachen ausreichen wie der Genitivschwund — der doch auch eigentlich wieder rein formal ist, denn die Funktion des Genitivs bleibt bestehen, wenn von mit dem Dativ für ihn eintritt — oder ein partieller Tempuschwund, wie ihn Süddeutschland mit dem Imperfektum durchgemacht hat?

Nach dem tüchtigen, aber einseitigen Ausbau unsrer historischen Grammatik auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre, dessen reifstes Ergebnis wir in Behaghels Arbeit neben der Wilmannsschen Grammatik vor uns haben, gilt es, die tiefen geschichtlichen Fragen anzugreifen, die unsre Sprachgeschichte in die Geistesgeschichte des deutschen Volkes einzureihen erlauben werden. Dazu bedarf es vor allem fleißiger Arbeit auf dem Gebiet der innern Sprachgeschichte.

